



In einer Stadt ohne Natur lebt es sich nicht gut: Ein neu bepflanzter Innenhof an der Hohlstrasse Zürich wird vom Parkplatz zum Lebensraum.



FOTOS: ANDREAS DIETHELM

Den Vögeln sind wir ziemlich egal

Wie gehen wir mit der Erde um? Welche Zukunft schaffen wir mit unserem Verhalten? Eine Ausstellung in Zürich sucht nach Antworten.

Corona-Pandemie, Umweltzerstörung, Tsunamis, Wirbelstürme – ganz gleich, was in den letzten Jahren mediale Aufmerksamkeit gefunden hat, stets hat es auch deutlich gemacht: Mit unserem Verhältnis zur Natur ist es nicht wirklich gut bestellt. Es herrscht Endzeitatmosphäre, die der Konsumalltag verdeckt hat, bis er während des Shutdown zum Stillstand kam. Die Natur zeigt sich einmal wieder von ihrer unberechenbaren Seite. Dabei haben wir nichts lieber als Berechenbarkeit. Nicht von ungefähr hängen wir an den Lippen von Virologen, die wenigstens eine Restphantasie von Logik und Nachvollziehbarkeit vermitteln können.

Wenn unser Unbehagen durch rationale Verfahren nicht zu beruhigen ist, erhält die Kunst eine Chance. Als hätte sie es gehaut, hat Heike Munder, die Chefin des Migros-Museums, eine Doppelausstellung angeordnet, deren erster Teil eine Woche vor dem Shutdown öffnete und unseren Umgang mit Natur zum Thema hat. «Planetary Memories» heisst der Start des Projekts «Potential Worlds», und er versammelt 16 Künstlerinnen und Künstler rund um den Globus, die bald ernsthaft, bald spielerisch gegenwärtige Probleme aufgreifen.

Misstände gibt es genug. Man denke nur an die industrielle Landwirtschaft, die in den USA riesige Flächen in Monokulturen veröden lässt. Der belgische Künstler Mishka Henner hat Satellitenfotos von Mastanlagen vom Internet geladen und mit Farben in abstrakte Strukturen verändert, die aussehen, als wäre die Erde ein riesiger elektrischer Baustatz, den man verdichten kann wie Spielzeug für kleine Jungs. Oder das Erdöl. An ihm arbeiten sich viele Beiträge ab. Die Schweizerin Ursula Biemann schneidet Aufnahmen von Landschaften, die die Ölgewinnung aus Teersanden in Kanada zerstört hat, gegen Bildzinsen aus Bangladesch. Auf ihnen tragen Arbeiter Erdsäcke ans Meer, um die Dämme zu verstärken. Die Menschen sehen aus wie Ameisen in einer Prozession der Vergeblichkeit. Ein Wirbelsturm hat diese Woche wieder ganze Landstriche zerstört.

Kann man sich der Wucht solcher Bilder entziehen? Darf man das überhaupt? Humor hilft, Distanz zu gewinnen, durchzuatmen und genau hinzuschauen: Die in Nigeria geborene frühere BBC-Journalistin Zina Saro-Wiwa weist so auf die Ölförderung im Nigerdelta hin. Sie lässt Performer Masken und Kleidung des lokalen Stammes tragen, der durch die Ölindustrie belastet wird, und auf Pipeline-Rohren und alten Tanks akrobatische Bewegungen und Tänze vollführen. So deutlich ist die Skurrilität der Ölgewinnung an diesem Ort selten geworden.

Und die Natur selbst? «It doesn't give a shit», macht Mark Dion gleich am Eingang der Ausstellung deutlich: Da hat er eine riesige Voliere aufgebaut. Ein Baum in der Mitte ist mit Büchern beladen, die von «Grzimeks Tierleben», bis zu Schweizer Fachstudien alle möglichen Beschreibungen der Natur abgeben. Und was machen die Sittiche, die da herumflattern? Sie scheissen darauf und zwischern vernügt. Gerhard Mack

Planetary Memories, Migros-Museum, Zürich, bis 11. 10. Katalog erscheint im Juni.



Sittiche und Bücher: Mark Dion's «The Library for the Birds of Zurich», 2016/2020.

Asphalt-Dschungel

Wenn die Nächte milder werden, wächst der Wunsch, das Sommererwachen durch das offene Fenster zu vernehmen und es zu atmen. Glück hat, in wessen Hof ein grosser, alter Baum lebt, ein richtiger, der Schatten wirft, die Jahreszeiten und Windstärken anzeigt, blüht und Früchte trägt.

Stehen anstelle des Baums aber Autos unter dem Schlafzimmerfenster, dann bleibt dieses auch in Tropennächten besser zu, denn Parkiergeräusche und Abgas verderben den Schlafenden die Ankunft im neuen Tag. Wer Kinder hat, eine Katze, oder wer bei einem Feierabendbier mit seinen Nachbarn ins Gespräch kommen möchte, statt abgehoben auf dem Balkon zu stehen, wer im Vorübergehen mit der Nachbarin eine kleine Freundlichkeit austauschen möchte, der braucht einen menschenwürdigen Hof.

Bis in die siebziger Jahre werden Wohnzimmer und Balkone zur Strassenseite hin gebaut, man ist neugierig, wer sich dort zeigen würde, und zeigt sich selbst von der besten Seite. Als der Verkehr allmählich von der Attraktion zur Plage wird, zwingt dies die Architekten zur Umorientierung des Wohn- und Schlafbereichs gegen den Hof, der meist einen kleinen Handwerksbetrieb beherbergt, und wo Teppiche geklopft werden und Wäsche trocknet. Gleichzeitig beginnt der automobiler Verkehr sich auch in die Höfe hineinzufressen. In der Schweiz wurden in Geschäftshäusern in den dreissiger Jahren die ersten Tiefgaragen gebaut, seit den Fünfziger Jahren man auch in Wohnsiedlungen die Autos im Boden verschwinden, erkaufte mit viel Hoffläche für die Rampe, den offenen Schlund in die Unterwelt.

Eine Stadt braucht Bäume

Viele dieser oberflächlich autofreien Höfe sind gerade im Sommer wenig einladend. Es fehlt der Baum. Aber wo sollten seine Wurzeln Halt und Wasser finden, wenn unter dem Rasen kein Boden ist, sondern nur das Dach der Autoeinstellhalle? Darauf stehen dann kümmerliche Legföhren, Birken oder exotische Liliputbäumchen, auf die sich gerade mal eine Katze wagt. Sie laden kein Kind zum Kräfteressen mit der Schwerkraft ein, und ihr Halbschatten kühlt auch nicht. Zur werden heute da und dort auch standortgerecht Wildstauden und -sträucher angepflanzt oder eine Blumenwiese geduldet, seltener findet man, wie früher, an einer sonnigen Stelle ein Gemüsebeet. Aber die bedeutendsten Garanten der Aussenraumqualität und eines angenehmen Lokalklimas, ausgewachsene Bäume, werden durch fortschreitende Unterbauung aus den Zwischenräumen ausgespart. Zurück bleibt sogenanntes Abstandsgrün.

Eine integrale Baukultur würde Bäume einschliessen. Aber diese sind von Anfang an einzuplanen, nicht erst nachträglich als

Lückenfüller zu pflanzen. Leider lässt sich aus der im Februar verabschiedeten Strategie Baukultur für Bauten des Bundes keine konkrete Massnahme in dieser Richtung herauslesen. Der bundesrätliche Aktionsplan zur Anpassung an den Klimawandel (2014) sieht für die Städte neue Pärke und Alleen vor, die Erhaltung und Aufwertung von bestehenden Grünräumen, die Vermeidung von zusätzlichen Bodenversiegelungen. Aber davon ist in Zürich, der grössten Stadt des Landes, die sich gerne als Impulsgeberin darstellt, noch nichts zu bemerken, im Gegenteil. So wird den Medien die Aufgabe erhalten bleiben, alljährlich die sommerliche Wärmeinsel Stadt rituell zu beklagen und über neue Studien zu berichten, die das Übel akademisch bestätigen.

Neuerdings wird gar der Blockrandwohnbau vom Zürcher Hochbaudepartement-Chief verunglimpft. Das ist ein Bückling vor Hochhausinvestitions- und -bauwilligen, und bescheinigt dieser Protzarchitektur wider jede Evidenz einen segensreichen Einfluss auf die Kühlung der Stadt – die laufende Revision der Hochhausrichtlinien wirft ihre Schatten voraus. Der Magistrat ignoriert dabei, dass die (Kapital-)Flucht in die Vertikale keinen Nachhaltigkeitskriterien genügt.

Das Luftzirkulationsargument ist nicht mehr als heisse Luft. Ein Augenschein im Aussenraum von Hochhäusern zeigt den Betrug: Er ist in aller Regel verlorenere, versiegelter, unwirtlicher Raum. Der geschlossene oder offene Hof samt den Dächern dagegen kann, richtig begründet, das Lokalklima we-

Zu viele Höfe dienen als Parkplatz, grosse Bäume fehlen. Das muss sich ändern, wenn die Hitzesommer in Städten erträglich bleiben sollen. Von Andreas Diethelm

Zürich kämpft gegen Sommerhitze

Aktionsplan vorgestellt

Spätestens der Hitzesommer 2018 hat deutlich gemacht, wie sehr die Kernstädte unter dem Klimawandel leiden. Die Stadt Zürich geht gegen die Überhitzung mit einem Aktionsplan vor, dessen Massnahmen der Stadtrat vor kurzem vorgestellt hat. Sie betreffen drei Bereiche. Zum einen soll das natürliche Kaltluftsystem nicht weiterhin durch quer zu den Hängen stehende Bauten gestört werden, so dass nachts vertikale kühle Luft von den Hügeln in die Stadt strömen kann. Bei der Erneuerung des Schulhauses Borweg wurde das bereits berücksichtigt. Sodann sollen Hitzeinseln

durch Brunnen, Wasserflächen und die Begrünung mit Bäumen oder Fassadenbewuchs, aber auch durch neue, helle Strassenbeläge und Fassaden um bis zu zehn Prozent gekühlt werden. Und schliesslich soll die ganze Stadt, etwa durch einen Ausbau und die bessere Verbindung der Grünräume, kühler werden. In Hotspots wie Zürich-West wurde bereits mit Massnahmen wie der Entsiegelung von Flächen oder dem Test heller Beläge begonnen. Angesprochen ist zunächst einmal die Stadt selbst, aber auch die Privaten sollen in die Planungen einbezogen werden. (gm.)

sentlich verbessern. Der Mythos des Hochhauses als bauliches Verdichtungs-Tool ist längst widerlegt.

Ein Meer aus Stein

«Les matériaux de l'urbanisme sont le soleil, l'espace, les arbres, l'acier et le ciment armé, dans cet ordre et dans cette hiérarchie», stellte Le Corbusier 1933 am Internationalen Kongress der modernen Architektur in Athen klar. Diese unmittelbar einleuchtende Hierarchie haben die heutigen Siedlungsgestalter vielerorts gründlich durcheinandergebracht. Man braucht Corbusier wirklich nicht in allem zu folgen, in Athen aber sprach – sechzig Jahre vor der Entdeckung der Stadt als Reservat für Biodiversität und siebzig Jahre vor dem grossen Staunen über die «Wärmeinsel» – ein Visionär.

In Zürich hingegen, um ein gegenwärtiges Beispiel misslungener Stadtentwicklung zu nennen, sind Spekulanten, ihre behördlichen Wasserträger und Facility-Manager am Werk, die es gerne maschinenmäßig, also totalversiegelt haben. Man könnte diese «Wärmeinsel» Euphemie nennen, weil sie gar keine Insel ist, sondern in Wirklichkeit ein Binnenmeer aus Stein und Asphalt, das sich zwischen Genf und Rorschach ausbreitet.

Gefährlicher als in peripheren Wohnsiedlungen ist das Leben in zentrumsnahen Altliegenschaften. In sieben von zehn dieser Höfe kann kein Kind spielen. Die jüngere Geschichte dieser Höfe ist die Geschichte ihres Wandels vom Werkplatz zum Parkplatz. Je länger man hinschaut auf diese zweckent-

fremdeten Aussenräume, desto mehr wundert man sich: Für Freilandeier sind viele bereit, einen Aufpreis zu zahlen, aus gutem Grund. Aber die gleichen Leute nehmen es hin, dass der Auslauf im Freien, den sie den Hühnern gönnen, ihnen selber verwehrt ist. In Zeiten von eingeschränkter Bewegungsfreiheit, wie wir sie im Moment erleben, ist dieser Missstand leicht erkennbar, er besteht aber schon seit fünfzig Jahren.

Wie konnte es zu dieser Fehlentwicklung in unseren Städten kommen? Die Zunahme der Autodichte und der Niedergang der handwerklichen Kleinbetriebe eröffnete den Liegenschaftsbesitzern eine neue Einnahmequelle: die Vermietung des Hofes als Autoabstellplatz, anstelle der ehemaligen Hofgebäude oder auf der Restfläche. Der Boden wurde den Anwohnern, und damit der guten Nachbarschaft, buchstäblich unter den Füssen weggezogen.

Warum erfolgte kein Aufschrei? Weil ihnen der Boden schleichend entzogen wurde. Das erste Auto im Hof bestaute man noch. Bewunderung und Stolz hielten an, als sich einige weitere dazugesellten. Wie der Frosch in der Pfanne, der nicht herausspringt, wenn das Wasser immer wärmer wird, verpassten wir den Ausstieg. Zwar bilden wir uns viel ein auf unser komplexes Hirn, aber hilft es uns auch? Wir heizen unsere Städte selber auf, und anders als der Frosch hätten wir es in der Hand, die Heizplatte auszuschalten. Die Möglichkeit gefahrlosen Auslaufs im direkten Wohnumfeld ist Bestandteil artgerechter Haltung von Stadtmenschen. Sie brauchen ein Stück Boden hinter dem Haus, auf dem gute Nachbarschaft wachsen und gedeihen kann.

Noch in den achtziger Jahren wenden sich Gestalter und Behörden wieder von den Höfen ab, weil die Erweiterung und Veredlung des Strassennetzes Vorrang hatte. Die neunziger Jahre bringen uns den Graffiti- und rigoros für private Vermarkter und Veranstalter von Grossanlässen auszuräumen – so dass man sich fragt, was unter «öffentlich» noch zu verstehen sei –, mutet die Ruine im Innenhof anachronistisch, ja anarchisch an. Der 2018 verstorbene René Haubensack bemerkte dazu noch selber: «Das Nichtfertige, das Unvollendete weckt schöpferische Kräfte und Phantasien», und er zitierte das Diktum: «Perfektion schafft Aggression.» Diese Befunde von ihm entfalteten im Zürcher Städtebau allerdings eine eng begrenzte Wirkungsgeschichte.

Normen statt Natur Mitte der siebziger Jahre, als viele realisierten, dass Lebensqualität noch mehr als Konsum und Versicherung bedeuten könnte, entstanden zahlreiche Initiativen, die Qualität nicht als Industrienorm, sondern lebensnah interpretierten, so auch im Hinterhof. In vielen europäischen Städten wurden öffentliche Beratungsstellen für Hinterhof-erneuerung eingerichtet, so auch in Bern und Zürich. Teils wurden die Behörden selber aktiv, öfter aber wurden Initiativen von Genossenschaften und Privaten ergriffen und der «Sanierungsprozess» begleitet, teilweise die Projektierungskosten über kommunale Sanierungsfonds vergütet. Auf diese Weise sind mehr oder weniger phantasievolle Spielplätze entstanden, aber auch originale, heute noch beliebte Lebensräume.

Weiter ging die Basler Sanierungsgenossenschaft Cohabitat, die den tristen Häusern und ihrem unwirtlichen Umfeld mit viel Handarbeit neues Leben einhauchte. Dazu gehörte auch die Gründung der ersten Wohnstrasse der Schweiz, die Bärenfeldstrasse in Kleinbasel, umgangssprachlich «Bä» genannt. Von dort aus ging ein Ruck durch das ganze Quartier.

Ein ungeschliffenes Juwel unter den sanierten Höfen ist der Klingenhof im einstigen Industriequartier hinter dem Zürcher Hauptbahnhof. Die Stadt beschloss 1976, die beiden Gewerbebauten abzubauen, die einst einen Grossteil des Hofraums einnahmen. Damit wollte man Luft und Licht an die rückseitigen Fassaden lassen. Den Ideenwettbewerb gewann der Architekt René Haubensack mit dem Vorschlag, die Gebäude nicht restlos verschwinden zu lassen, sondern Rudimente als Brücke in die Zeit der früheren Nutzung stehen zu lassen.

Heute, wo Zürich dabei ist, den öffentlichen Raum touristenkonform zu stilisieren und rigoros für private Vermarkter und Veranstalter von Grossanlässen auszuräumen – so dass man sich fragt, was unter «öffentlich» noch zu verstehen sei –, mutet die Ruine im Innenhof anachronistisch, ja anarchisch an. Der 2018 verstorbene René Haubensack bemerkte dazu noch selber: «Das Nichtfertige, das Unvollendete weckt schöpferische Kräfte und Phantasien», und er zitierte das Diktum: «Perfektion schafft Aggression.» Diese Befunde von ihm entfalteten im Zürcher Städtebau allerdings eine eng begrenzte Wirkungsgeschichte.

Noch in den achtziger Jahren wenden sich Gestalter und Behörden wieder von den Höfen ab, weil die Erweiterung und Veredlung des Strassennetzes Vorrang hatte. Die neunziger Jahre bringen uns den Graffiti- und rigoros für private Vermarkter und Veranstalter von Grossanlässen auszuräumen – so dass man sich fragt, was unter «öffentlich» noch zu verstehen sei –, mutet die Ruine im Innenhof anachronistisch, ja anarchisch an. Der 2018 verstorbene René Haubensack bemerkte dazu noch selber: «Das Nichtfertige, das Unvollendete weckt schöpferische Kräfte und Phantasien», und er zitierte das Diktum: «Perfektion schafft Aggression.» Diese Befunde von ihm entfalteten im Zürcher Städtebau allerdings eine eng begrenzte Wirkungsgeschichte.

Die Behörden können nicht länger im Schneckenhäuser verharren, sie müssen den Faden wiederaufnehmen, den sie vor dreissig Jahren haben reissen lassen, und den Dialog mit Betroffenen und Nutznießern erneuern suchen, um aus dieser sozialräumlichen Sackgasse herauszufinden; und um auf der Vorder- und Rückseite der Stadt ein besseres Klima zu schaffen, nicht planend, sondern anregend, unterstützend, koordinell, heute noch beliebte Lebensräume.

Es fehlt der Baum. Aber wo sollen seine Wurzeln Halt finden, wenn unter dem Rasen nur das Dach einer Autoeinstellhalle ist?

Andreas Diethelm

Singend die Höfe zurückerobern

Andreas Diethelm ist Biologe, Umweltberater und Kulturvermittler. 2006 gründete er die Nachbarschaftsinitiative Hof-Gesang: Alle zwei Jahre im Frühsommer verlassen 60 bis 80 Chöre die Konzertsäle, Schulstuben und Kirchen, um unter Balkonen und Küchenfenstern zu singen. Gesangsformationen aller Sparten, Traditionen und Kulturen lassen über hundert Höfe in verschiedenen Schweizer Städten erklingen. Das Ziel ist die Rückeroberung zweckentfremdeter Höfe als Lebensräume. Das Programm findet man auf www.hofgesang.ch.



Andreas Diethelm

ierend. Hier ist nicht von einer Marginalie die Rede, sondern von einem Viertel des gesamten Stadtraums.

Wespennalarm verbietet den Pflaumenbaum im Hof, die Undurchsichtigkeit einer Hecke reduziert diese auf eine Gefahrenzone, und obwohl Autoparkfelder im baum- und menschenfreien Hof rentabler sind als Spiel- und Blumenwiesen, Sandhaufen und Gemüsebeete, schafft bisweilen aber eine behetzte Einzelzeit punktuelle Korrektur: Wie jene Mieterin etwa, die ihren Vermieter zwar nicht vom Mehrwert eines autofreien Hofes überzeugen konnte, sich aber gleichwohl für einen Wandel entschied: Sie mietete kurzerhand ein Parkfeld, wo den Autos nun Blumentöpfe im Weg stehen, zur unverhohlenen Freude der Anwohner/-innen.

Höfe warten auf Erste Hilfe

Währenddessen warten allein in Zürich Hunderte von Höfen noch immer auf Erste Hilfe. Es gibt ihn zwar nicht, «den guten» Hof, aber es gibt den schlechten: Aus Anwohnersicht sind das jene Orte, an denen ein Kind nicht unbeaufsichtigt spielen kann oder sich ohne Norm-Spielmaterial langweilen müsste.

Ruedi Bachmann, Architekt und Mitbegründer der Genossenschaft Cohabitat sowie der Stiftung Abendrot, sagte 2007 der Basler Zeitung: «Wenn heute von Mediterraanisierung gesprochen wird und man gern auf dem Balkon lebt, dient der Hinterhof als Ausweitung von «Balkonen». Auf dem Balkon ist man allein, im Hof zusammen. Solche Nachbarschaft ist zwar nicht allen geheuer, für kommunikative Menschen jedoch bedeutet sie einen Wert, der zählt.» Als er den Preis der Basler «Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige» gewann, riet er: «Etwas stehen lassen, bis es entsteht, oder c'est le provisoire, qui dure».

Dieses Zeitweilige brauchen Menschen in jeder Stadt: Höfe zum Entdecken, um zu lauschen, sich zu berauschen, zum Lachen, Streiten und Ruhen, zum Leben eben.